10. KAPITEL: DIE VIERTE FOLGE

IN ihren übrigen Merksprüchen und Prosestücken faßte die vierte Folge, deren zwei erste Bände mit einer Beilage Lechters im November 1897, deren drei letzte erst Ende 1899 als ein Band erschienen, noch einmal die gewonnenen Erfahrungen über künstlerisches Schaffen und Leben zusammen: die Notwendigkeit des gemeinsamen Wirkens aller Künste, „die Ablehnung aller unkünstlerischen, real-programmatisch-tendenziösen" Bestrebungen, um dem Ausspruch eines bewährten Tondichters der Zeit zu folgen, und die strengste geistige Zucht sowohl im Hervorbringen wie im Genießen der Kunstwerke. Denn auch denen, hieß es, „die jetzt zur allgemeinen Umkehr mahnen, ist durch die lange Gewohnheit so das Gefühl erstarrt und der Blick getrübt, daß ehe sie sich wieder mit Kunst beschäftigen, man ihnen raten muß, sieben Jahre hindurch über nichts mehr nachzudenken als über das: warum ein Gedicht schöner sei als eine Gleiches sagende Rede, ein Gemälde schöner als das genauere farbige Lichtbild, ein Bildwerk schöner als die treuere Wachsform". Und denen die mit allzu raschen Schritten die Schwenkung mitmachen wollten, galt der Rat, die Anmut nicht an fremden Kunstwerken abzusehen, sondern zunächst die Anmut der eigenen Haltung und Bewegung zu lernen: „es ist bedeutsam, daß ihr merkt wie sehr sie euch fehle, doch ist es langwierig den Reigen zu erlernen mit nicht mehr jungen Gliedmaßen".

Hofmannsthal, Wolfskehl und Klages bemühten sich in kürzeren und längeren Aphorismen den bildlichen Ausdruck im Kunstwerk, den immer wieder betonten Gegensatz zwischen der wesentlichen Wirkung des Kunstwerkes als eines rhythmischen Gebildes und der üblichen stofflichen Anregung durch das Erzählte, die Geschichte oder sonst einen „eigentlichen Sinn hinter ihm" zu erläutern. Vor allem aber sprachen sie vom schaffenden Künstler selbst, von seinem Verhalten zu den Dingen der Wirklichkeit und ihren Spiegelbildern im Bereich des schöpferischen Rausches, von seinem Niedertauchen in die gärenden Kräfte und seinem Aufschwung in das verklärende Lichtreich der Träume. „Die schöpferischen Naturen" schrieb Klages, „kennzeichnet die tiefe Liebe zum Leben. Aus ihr fließt die Begeisterung — das ist die Kraft zur Selbstaufopferung, zur Auflösung in den Gegenstand der Bewunderung. Glaube und Anbetung sind in der Seele des Schaffenden. Der leidet am tiefsten dessen Liebe am größten ist. Bis in den Grund muß er die menschliche Ohnmacht erfahren und mancher erliegt dem Leiden. Der Schaffende aber läßt seine Enttäuschungen, läßt die große Zerknirschung hinter sich, wissensohnmächtig und dennoch entsagungsfähig wandelt er ü b e r den Verwirrungen des Lebens und schlägt

ihr Bild in die Fesseln lächelnder Schönheitsform. In blutender Seele flammt ihm grundlose Begeisterung. Über der Leere des Abgrunds entfaltet er das Gewebe von Schönheit und Erhabenheit". Denn diese Schaffenden sind es, die das Leben dem Werke zum Opfer bringen, die nur Ruhm und Ehrgeiz kennen um des Werkes willen, die mit ihrem unbedingten selbstmörderischen Willen nur das eine treiben und treiben müssen, von dem sie bis zur Besessenheit erfüllt sind und die aus ihrem unerschütterlichen Glauben an den bedingungslosen hohen Wert des Erstrebten auch die zähe Geduld der echten Bildnerlust schöpfen, ohne die oft bedeutende Naturen scheitern. Von denen, die sich um die Schwierigkeit der Mittel nicht kümmern und in Entwürfen steckenbleiben, oder von jenen die über der Beschäftigung mit den Mitteln den Zweck aus dem Auge verlieren und im formalen Spiel mit Äußerlichkeiten enden, unterscheidet der Meister sich dadurch, „daß er die Glut ewiger Jugend aus aller Peinlichkeit handwerklichen Bemühens unvermindert davonträgt".

Wenn diese Männer im Künstler den Heiland sahen, der erhöhtes Leben in jugendlicher Frische sprossen läßt und den Gott aus starren Felsen löst, daß ein neugeschaffenes Sein durch die Zeiten wandert, so forderten sie von ihm auch den schwersten Weg im Taumel der Unendlichkeit und unter den tausend Kräften, die sich umschlingen und erdrücken, sich fliehen und wieder fassen und stets im Dunkel zerrinnen wollen, forderten von ihm die glühende Hingabe eines ganzen Erdenlebens. Und da ihnen ein Vorbild von solchem Ausmaß erschien und als Lebender unter ihnen weilte, so begriffen sie von seiner Unbedingtheit und Größe auch die Unbedingtheit und Größe vergangener Gestalter auf eine neue Weise, die verrauschten Zeiten öffneten sich einer neuen Lust und neuen Erkenntnis und das Bild „Der Eroberer", in dem Klages ein Sinnbild Napoleons auf der Höhe seines Weges zeichnete, gehört wie die noch früheren Lobreden Georges auf Jean Paul und Wasmann zu den ersten Andeutungen einer geistigen Neuerfassung des geschichtlichen Stoffes, die von der Dichtung Georges ausgehend später den ganzen europäischen Raum durchdringen sollte.

Vorerst wuchs die Blättergemeinschaft noch im innersten Raume in der Stille weiter und zog immer neue jugendliche Kräfte an sich. So hatte Karl Bauer den ungebärdigen jungen Karl Gustav Vollmöller zu George geführt, einen im Jahre 1877 geborenen Stuttgarter, der schon als blonder blauäugiger Schulbube keck in Haltung, keck in Kleidung, keck in Blick und Worten war und kaum der Schule entwachsen eine kleine vorlaute Schrift über „Die Sturm- und Drangperiode und den modernen deutschen Realismus" veröffentlicht hatte. Mehrere seiner besten Gedichte, einige Stücke aus „Assüs und Sumurud" und das schönste der vier Bilder seines

Spieles „Katharina von Armagnac“ wurden in die vierte und fünfte Folge der Blätter aufgenommen, dann hat er dem Beispiel Hofmannsthals folgend sein Heil in der Schreibung von Mirakelstücken für das Theater gesucht, die heute schon verschollen sind. Der Ton seiner Gedichte und Spiele zeigte früh die starke Verwandtschaft mit Hofmannsthal: die gleitende Musik, die überschwellenden Farben und jenes Element der schwülen Sünde und schwelenden Todesbrunst, das die Seelengehalte vergangener Zeiten in die bedenkliche Nähe unserer psychopathischen Wissenschaft brachte und eine Weile die deutsche Bühne beherrschte. Die ersten Gedichte blieben unter dem Einfluß Georges, den er in einer sinnbildlichen Darstellung des Rheins (V, 94) als den Erretter aus verschlungenen Talen und wirren Schluchten, als „Strom von Wein und Blut“ und „der Sitten Straße“ pries, am freiesten von jenen späteren Dünsten, und solche Strofen wie in „Odysseus“ und „Parcival“ sind von einem einheitlich großen Gang, den keine kleinlichen Abschweifungen unterbrechen.

Weniger prächtig und leidenschaftlich aber von größerer Sicherheit der Technik und Bildführung auf beschränktem Raum sind die Gedichte des zweiten Neulings in der vierten Folge: des 1872 zu Wien geborenen August Mayer-Oehler. Der junge Österreicher hatte sich schon frühzeitig ein großes Wissen um die antike Dichtung erworben, die HIRTEN- UND PREISGEDICHTE gaben seiner Gelehrtennatur die Gegenwartsluft für die geliebten klassischen Vorstellungen und regten die eigene dichterische Erzeugung in ihm an. Aus diesem Ursprung stammen „Die Feste der Epheben“ und „Pharos der Feigengarten“: Bilder aus der heldischen Griechenzeit, die ein etwas zartes aber reines Herz in unsere Luft und Landschaft überzeichnet. Seine Vorwürfe sind einfache unverwickelte Begebenheiten, großgesehene ernste Geschicke von Knaben und Mädchen, die in einer gotterfüllten Welt und unter einem göttergläubigen Geschlecht spielen. Um alles weht eine klare durchsichtige zuweilen etwas dünne Luft, die Gleichnisse sind zurückhaltend und ungesucht, die Worte von so schlichter unbemühter Einfachheit, daß der Dichter mit einer geringen Erhebung seines Tones, den er gern in den Schlußvers legt, eine schöne leicht überraschende Wirkung auszuüben vermag. Einer Erweiterung und Wandlung war diese idyllische Kraft Oehlers freilich nicht fähig, nach dem Spiel „Die Mädchen von Phaesana“ in der fünften Folge wandte er sich der Übertragung hellenistischer Epigramme und seiner Forschung zu, doch blieb er bis zu seinem Tode (1919) mit George und dessen Freunden im Verkehr und diente mit seinem erstaunlichen Sachgedächtnis den Liebhabern der Antike.

Zu gleicher Zeit mit diesen Süddeutschen stießen in Berlin zwei Ostdeutsche zur Gemeinschaft der Blätter: die Simmelschülerin Gertrud

Pauly, die einzige Frau in den Blättern, deren schöne volltönende Verse den Einfluß aus dem JAHR DER SEELE verraten, aber doch von eigenem Reiz und Wohllaut sind, Ernst Hardt, der später durch seine „neuromantischen" Dramen bekannt und dann Generalintendant des deutschen Nationaltheaters in Weimar wurde. Es ist ein rührender Ton in den Gedichten dieses rührenden Menschen, aber es sind gute Schulverse ohne besondere Eigengestaltung. Zu diesen vorübergehenden Mitarbeitern trat in den letzten Bänden der dritten Folge Friedrich Gundolf aus Darmstadt, der fast ein Vierteljahrhundert George und sein Werk begleitete, der jugendlichschönste in der Schar der Münchener Freunde: als er George im April 1899 bei Wolfskehl kennenlernte, war er ein noch nicht Neunzehnjähriger, der eben die Schule verlassen hatte, von hohem Wuchs und schlanken Gliedern, die schwanken Schultern bekrönt mit einem gewinnend schönen Knabenkopf, die feinen ebenmäßigen Züge des Gesichtes von einem Wall blauschwarzen Haares umrahmt, ein voller wohlgeschnittener Mund lag unter einer schmalen kaum merklich gebogenen Nase und unter der breiten hohen klaren Stirn zwei leuchtend hellblaue Augen mit den flachen Sternen der Adlervögel, deren fernstechenden Blick sie auch später annahmen. Damals hatten sie noch den weichen Schimmer der ersten Jünglingsjahre und drückten mehr Zagheit als Mut, mehr bebendes Glückverlangen als Kampfbegierde, mehr Wissensdurst als zuversichtliches Urteil aus. Gundolf hatte trotz seiner jüdischen Abstammung in seiner äußeren Erscheinung etwas vom romantisch-deutschen Jüngling. Das wesentliche Erbteil aus seinem Ursprung war ein außerordentlich beweglicher Verstand, ein fast mathematischer Sinn für große begriffliche Ordnungen und ein so ungewöhnliches Gedächtnis, daß er später seine umfassenden Werke, auch etwa ein Buch mit den unzähligen Belegstellen aus allen Jahrhunderten wie seinen „Caesar" ohne schriftliche Denkhilfen und Zettelkästen aus dem Kopfe niederschrieb. Diesen großen verstandesmäßigen Fähigkeiten hielten zwei Eigenschaften die Waage: einmal ein seltsamer Spott- und Spieltrieb, der ihm bis in das Mannesalter eigen blieb und das heitere leichte Geselligsein verlieh, die erquickende Gabe, dem Allzuschweren im Gespräch seine Wucht und zwar nicht dem Ernste aber der muffigen Ernsthaftigkeit in Rede und Widerrede ihre Last zu nehmen. Zum zweiten ein unstillbarer Hunger nach sinnlicher Fülle, eine Sehnsucht nach Tatsächlichkeiten, die sich aber nach der Grundanlage seiner Natur nur immer an schon durchgeistigten Stoffen, an Gedanken, Gedichten und Bildern wie sie in den Werken, ja in den Büchern der Geistesgeschichte niedergelegt waren, ersättigen konnte. Ja auch in diesem Bereiche hat ihn immer nur die höchst verfeinerte Speise: Werk und Bild — nicht einmal Tat und Schicksal — der großen Persön-

lichkeiten gelockt. Vor dem großen Manne und dem großen Schriftwerk erscheinen ihm Reiche und Kirchen, Staaten und Bünde, selbst wenn jene sie geschaffen, gewandelt oder bewirkt haben, als weniger wichtige Ausstrahlungen, fast als zeitliche Zufallswirkung, die dem Bilde des Urhebers nicht mehr zugehört. Diese Sicht des 19. Jahrhunderts auf die Vereinzelung — nicht die Einzigkeit — der großen Person, die aus den späteren Werken Gundolfs noch bis in ihre Titel merkbar ist, wurde aber dadurch aus der gefährlichen Nähe der monographischen Wissenschaftsform jener Zeit gerückt, daß Gundolf auf den lebenden großen Menschen traf. Von ihm genährt, erzogen und gebildet erfuhr er an ihm die tiefe Einheit in allen Lebensäußerungen eines ursprünglichen Geistes vom hohen Flug der Werkgestaltung bis zur schlichten Einfachheit des täglichen Wirkens und lernte am lebendigen Dasein des Großen das Wesen der geschichtlichen Größen tiefer erfassen als durch die eifrigsten Studien. Seine eigne Geistesrichtung, der Zug ins Individuelle wurde dadurch nicht geändert, aber fruchtbar gemacht für eine neue Betrachtungsweise der schöpferischen Genien. Indem Gundolf sich mit der ganzen Hingabe seines jugendlichen Herzens an George band, von ihm das Gesetz des Geistes wie die Richte des Tages nahm, wurde sein Trieb zur Vereinzelung gebunden: George als Person war für ihn das Gesamt der Welt, sittliches Gebot wie Vorbild der Haltung, Urteil für die Wertung wie Norm für das Handeln. Je mehr George ihn in den nächsten Jahrzehnten an sich zog, aus dem Führer ein Freund, aus dem Erwecker ein Mithelfer in gemeinsamer Arbeit wurde, um so unbedingter gläubiger vertrauender band Gundolf sein Leben an ihn und stellte alle seine Kräfte in den Dienst der von ihm gesetzten Aufgabe, der um ihn sich bildenden Gemeinschaft und der aus ihm erwachsenden neuen Welt. Mochten die Freunde wohl einmal anders über das Verbundensein in irdischer Gemeinschaft oder die Verpflichtung zum Staate denken, er war im Glauben an George, im Handeln mit und für George eins mit ihnen und von gleicher Unbedingtheit, ja lange der Nächste seinem Herzen und der schnellste und fruchtbarste auf dem Plan der öffentlichen Betätigung. Als er kam war er bei hellem Verstand doch fast ein unerfahrenes Kind, in Dingen der Welt von einer rührenden Vertrauensseligkeit und Unbedachtheit, die auch dem Manne blieb und in geradem Gegensatz zu seiner Weite, Schärfe und Beweglichkeit auf allen Feldern des geistigen Streites stand: voll Scharfsinn aber ohne List, voll Gedanken aber ohne Wissen um die Gewichte des geselligen und öffentlichen Lebens. Was ihn von früh an auszeichnete war eine überraschende Beherrschung der sprachlichen Mittel, die für George um so merkwürdiger war, als sich nur wenig ursprüngliches aus der Sprachkraft stammendes Dichtertum in Gundolfs Versen

äußerte. Aber das Sagenkönnen, die gute wenn auch nicht dichte Fügung ist in seinen Gedichten außerordentlich groß. Diese große Beweglichkeit der Sageweise befähigte seinen rasch aufnehmenden Geist aus allem ein wunderbar blumiges rankiges Spiel zu formen, er versagte sich kaum oder nie, ein Drängen des Gefühls, ein Blitzen des Gedankens zum Gedicht zu machen, darum wird bei der Unsumme von Einfällen oft das Bild nicht plastisch, bei wundervoller Reimkunst oft der Rhythmus nicht zwingend. Am sichersten führt er den Griffel wo seine Leidenschaft von einem mythischen oder historischen Gegenstand ergriffen wird und um eine feste Achse schwingt: daher die Kraft seiner Zwiegespräche und die Stärke seiner großen Shakespeareübertragung. Das Gedankliche, das in den späteren Jahren immer stärker vortrat, ist in der Frühzeit noch umblüht von pflanzenhaftem Schmelz und umwölkt von Wachstumsschwermut, mit zager Gebärde hebt sich die junge Seele aus Nacht und alter Müdigkeit, und die zarte Stimme fragt noch ohne Selbstvertrauen ob ihr das schwerere Spiel in neuer Luft gelingen wird.

So wuchs die Schar der Gefährten und Mitarbeiter an den Blättern von Jahr zu Jahr und Verwey schrieb schon nach dem Erscheinen der ersten Bände der vierten Folge in seiner zweimonatlichen Zeitschrift (Jan. 1898): „Ich beneide Deutschland um eine Jugend, die so in die Welt tritt. George kann zufrieden sein. Schon wird der Drang der Öffentlichkeit nach größerer Verbreitung seiner Werke und Zeitschrift stärker. Nun ist es an ihm klar zu machen, daß er sein Ziel, die Vereinigung aller Guten in Deutschland, erreicht hat. Er kann stolz zurückhalten und antworten, daß noch keinen, der ihm wert war, die Mühe verdroß, sich den Weg zu seinen Werken zu bahnen. Doch gibt es Zeichen, daß die Bewegung bald zu größerer Öffentlichkeit gelangt. George steht dann umgeben von einem Freundeskreis und von seinen Gedichten, deren fünfter Band unlängst erschien". Wir wissen heute, welchen tiefen Grund der schöne Neid des westlichen Gefährten hatte: weder in seinem noch in den Nachbarländern erstand den führenden Dichtern eine junge Schar von gleicher Unbedingtheit der Hingabe und gleicher Sachlichkeit der Schulung wie dem deutschen Dichter in Deutschland, und wenn die Holländer, wie wir sahen, noch zwei Jahre vorher mit Hochmut auf den deutschen Bruderstamm herabsahen, weil er ohne tiefere dichterische Bildungseinheit sei, so sahen sie nun vor ihren Augen das Unerwartete geschehen, daß hier in Jahren schneller und reicher wuchs, was die gereiften Völker rings als langgewahrtes Erbe der Jahrzehnte und Jahrhunderte rühmten. Denn neben den jungen Ankömmlingen standen auch die älteren Gefährten in der vierten Folge mit neuen Erzeugnissen bedeutender Art: Sie enthält von dem fraulich-unberechen-

baren Hofmannsthal die freundliche „Botschaft" und das tiefsinnige Selbstgespräch des Jünglings mit der Spinne, von Gérardy die märchenklare Fernfreude von „Heimkehr und Fahrt", das „Domfenster" mit der unvergeßlichen Gestalt „Sankt Georg unter dem Eisen Seele die betet" und das traumhafte „Gespräch" zwischen Mutter und Kind — von Wolfskehl die an den BÜCHERN DER HIRTEN entzündeten „Sühnopfer" und das schöne Bild des Fremdlings bei den „Phäaken" — von Klages die nordschwangeren „Wandlungen" und das sonnentrunkne „Salambo" — von George endlich die ersten Gedichte „Seit der Ankunft des Engels", ein völlig neues Feld des Lebens aufbrechend, eine ungeahnte Sicht des Geistes vorverkündend. Ja darüber hinaus sagte er den Kampf gegen die Zeit in einer Überschrift, die Eroberung eines bisher unberührten Bereiches in der gewandelten Dichtform an: „Noch ein Goethespruch" zu den vielen damals bei der Feier der Wiederkehr des hundertundfünfzigsten Geburtstages des Großen Allzubetasteten Allzuwenigbefolgten. Der Wurf dieses Gedichtes flog um ein Jahrzehnt fast dem Gesamtwerk voraus, das ihn aufnehmen sollte, aber es zeigt uns die Spannkraft, mit der der Dichtergeist geladen, die Angriffslust, mit der er befeuert war.

Schon hatte auch in seine Reihen der Tod den ersten Hieb getan: Richard Perls war im Jahre 1898 gestorben, der dritte Band der vierten Folge brachte einige Verse aus seinem Nachlaß und drei Gedenksprüche der Freunde, die das Zwingende Verführerische Dunkel-Schöne dieses kurzen Wallers noch einmal aufleuchten und was unverlierbar an ihm war ins ewige Bild treten ließen. Aber die Trauer um nötiges Geschick hob das nötige Tun des Tages nicht auf und der „die vergeblich dunklen Bahnen haßte" warf bald den Blick auf die Gebliebenen und Kommenden und in die tausend Reden und Sprüche zur Jahrhundertwende klang sein stolzes Wort am Beginn der vierten Folge: „Daß ein Strahl von Hellas auf uns fiel: daß unsre Jugend jetzt das Leben nicht mehr niedrig sondern glühend anzusehen beginnt: daß sie im Leiblichen und Geistigen nach schönen Maßen sucht: daß sie von der Schwärmerei für seichte allgemeine Bildung und Beglückung sich ebenso gelöst hat als von verjährter lanzknechtischer Barbarei: daß sie die steife Gradheit sowie das geduckte Lastentragende der Umlebenden als häßlich vermeidet und freien Hauptes schön durch das Leben schreiten will: daß sie schließlich auch ihr Volkstum groß und nicht im beschränkten Sinne eines Stammes auffaßt: darin finde man den Umschwung des deutschen Wesens bei der Jahrhundertwende".